

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis

Band: 17 (1895)

Heft: 31

Anhang: Für die kleine Welt : Gratisbeilage der Schweizer Frauen-Zeitung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Für die Kleine Welt

Gratisbeilage

der

❖ Schweizer Frauen-Beilage. ❖

Erscheint am ersten Sonntag jeden Monats.

St. Gallen. No. 8. August 1895.

Sommerlust.

(Zum Bilde.)

Jube! Die Ferien sind da. Das ist ein Jubelruf landauf und -ab, denn auch der fleißigste Schüler freut sich unsäglich der Tage, wo er fröhlich ausruhen darf, wo er in Feld und Wald sich tummeln und ins weite wandern kann, ohne daß der Gedanke an die Schulaufgaben und die mahnende Schulglocke ihm den schönen Genuß verkümmert. Wie ein Taubenschwarm flattern die freigelassenen Schulkinder auseinander, eines fliegt hierhin und eines dorthin; als liebe Feriengäste sind sie geladen zu Verwandten, Freunden und Bekannten, und wie froh sind sie solcher Gastfreundschaft; wie ungeduldig klopfen die Herzen all' dem Köstlichen entgegen, das die geschäftige Phantasie ihnen vorgaukelt.

Die kleine Paula hatte schon längere Zeit an Kopfschmerz gelitten, und es war ihr recht schwer geworden, in der Schule nachzukommen, das beste Essen hatte ihr nicht mehr geschmeckt und sie mochte nichts lieber als sitzen oder liegen. „Paula muß in die Alpen, und zwar jetzt schon,“ hatte der Arzt erklärt; „sie darf nicht warten, bis die Ferien kommen. Keine Bergluft und Milchkost zusammen, das wird das Töchterchen wieder herstellen.“ Und wie er angeordnet hatte, so war es geschehen. Schon drei Wochen war Paula auf der Alp, und sie ist nicht nur lebhafter und kräftiger geworden, sondern sie hat sogar rote Backen bekommen und die Milchspeisen schmecken ihr vorzüglich, so lauten die Berichte. Im Hause ist ein reges Hin und Her. Die Mutter hat alle Hände voll zu tun; sie packt Kleider und Proviant, denn morgen geht es gemeinsam in die Berge; Paula soll überrascht werden.

Aber dieser Besuch überraschte nicht nur Paula, sondern Paula überraschte auch die Eltern. Mit ihrem runden, vollen Gesicht, mit



Sommerluft.

ihren roten Backen und mit ihrer Frische kannte man die Paula von früher nicht mehr. Von Müdigkeit ist nichts mehr zu spüren, trotzdem sie den ganzen Tag auf den Füßen war. Paula hatte an dem Sohn des Alpbesizers einen guten Kameraden gefunden. Dieser war ein echter

Nelpler, muskelstark und mutig. Er vergnügte sich oft damit, mit einem Schlitten die steilen Grassalden hinunterzufahren und er hatte nicht nachgelassen, bis sie die Fahrt auch einmal mit ihm gewagt hatte. Aber sie hatte doch laut aufgeschrien vor Furcht, als das Fahrzeug so rasend abwärts schoß, und krampfhaft hatte sie sich an Sepp angeklammert. Aber so sehr ihr auch gegraut, sie ging doch immer wieder und kaum daß die Eltern und Geschwister recht angekommen, suchte sie Sepp, daß er das Kunststück mit ihr unternahm. Der Mutter Angst war groß, und sie ist herzlich froh, nun selbst zur Stelle zu sein, um solch gefährliches Tun künftig verhüten zu können; dabei aber kann sie sich nicht satt sehen an ihrer fröhlichen, gesunden Paula und sie ist dem wackeren Sepp von Herzen dankbar, daß er sich ihres Töchterchens so freundlich angenommen hat. Paula ist jetzt die rote Rose unter den Geschwistern und der prächtige Erfolg macht in der Mutter den Wunsch rege, den andern Kindern diese Wohlthat auch zu gönnen. Und wie sie es wünscht, so geschieht's; die Mutter bleibt mit den Kindern gleich dort und wir wünschen ihnen fröhliche, gesegnete Ferien!

Ach, wer doch das könnte.

Gemäht sind die Felder, der Stoppelwind weht;
Hoch droben in Lüften mein Drache nun steht,
Die Rippen von Holze, der Leib von Papier,
Zwei Ohren, ein Schwänzlein sind all' seine Bier;
Und ich denk': so drauf liegen
Im sonnigen Strahl,
Ach, wer doch das könnte
Nur ein einziges Mal!

Da guckt ich dem Storch in das Sommerneft dort:
Guten Morgen, Frau Storchchen, geht die Reise bald fort?
Ich blickt' in die Häuser zum Schornstein hinein:
Papachen, Mamachen, wie seid ihr so klein!
Tief unter mir seh' ich
Fluß, Hügel und Tal —
Ach, wer doch das könnte
Nur ein einziges Mal!

Und droben, gehoben, auf schwindelnder Bahn,
Da faßt' ich die Wolken, die segelnden, an;
Ich ließ mich besuchen von Schwalben und Kräh'n,
Und könnte die Lerchen, die singenden seh'n;

Die Englein belauscht ich
Im himmlischen Saal —
Ach, wer doch das könnte
Nur ein einziges Mal!

Viktor Blüthgen

Probe und Belohnung der Redlichkeit.

In Paris starb im November des Jahres 1869 ein reicher Hagestolz, der fast sein ganzes Vermögen einem jungen, ihm fast gänzlich unbekanntem Mädchen, einer Näherin, vermacht hatte. Die Sache war so: Der Verstorbene war ein Sonderling. Um die Redlichkeit seiner Mitmenschen auf die Probe zu stellen, machte er oft die seltsamsten Experimente, die leider fast immer ungünstig ausfielen und ihn in seiner schlechten Meinung über dieselben bestärkten. So hatte er sich einst in einen Omnibus gesetzt und zwar auf den ersten Platz, dicht neben den Kondukteur. Er vermittelte sehr bereitwillig das Hin- und Hergeben des Geldes, und jedesmal, wenn der Kondukteur kleine Münze zurückzahlte, überreichte unser Sonderling dem betreffenden Reisenden die Summe. Aber er fügte stets unbemerkt und geschickt aus seiner Tasche ein Geldstück hinzu, wie wenn sich der Kondukteur geirrt und zuviel herausgegeben hätte, und beobachtete dann seine Leute. Diese überzählten ruhig ihr Geld, merkten natürlich den Irrtum, zählten noch einmahl und steckten alsdann ihren kleinen Profit schmunzelnd ein. Fünfzehnmahl wiederholte der Alte sein Kunststück und von den fünfzehn Personen war auch nicht eine, die mit dem armen Kondukteur, der den Schaden vergüten mußte und der täglich nur drei Franken verdiente, Mitleid hatte. Erst beim sechszehnten Male rief ein junges Mädchen sofort hastig aus: „Kondukteur, Sie haben mir einen halben Franken zu viel gegeben!“ und gab ihn zurück. Das Mädchen war ärmlich, aber sauber gekleidet. Er ging ihr nach, verschaffte sich ihre Adresse und zog weitere Erkundigungen ein, die günstig ausgefallen sein mußten, denn das Zehnjousstück erwarb dem redlichen Mädchen die Erbschaft von einer halben Million.

Worauf es ankommt!

Auch die herrlichste Küche
Ohn' süße Gerüche,
Ohn' Kochen und Brauen
Kann einem schier grauen!

Und der glänzendste Herd
Ist doch nicht viel wert,
Wenn in Tassen und Töpfen
Sich nichts find't zu schöpfen!

Und der liebste Besuch
Erfreut nicht genug,
Wenn man für den Magen
Nicht Sorge kann tragen!

Und der beste Kaffee,
Mit Sahne wie Schnee,
Erhält seine Krone
Allein durch die Bohne!

Der alte blinde Soldat.

An einem Badeorte arbeitete ein älterer Mann an einer neu zu errichtenden Eisenbahn. Er trug am Knopfloch seines Wamses ein rotes Bändchen und dran ein Ehrenzeichen der Tapferkeit. Während die andern Arbeiter einen Imbiß verzehrten, saß ohne einen unser Mann auf einem Steine und stützte traurig den Kopf in die Hand. Ein vorbeigehender Offizier bemerkt sein Ehrenzeichen, geht auf ihn zu und läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein. Der Soldat erzählt, wie er in Algier gekämpft, eine Schußwunde am Arm erhalten, als fürderhin dienstuntauglich sei heimgeschickt worden mit lumpigen 200 Fränkeln Entschädigung. Darnach habe er geheiratet, ein kleines Heimwesen gekauft und daneben bei den Bauern im Taglohn gearbeitet. Einige Jahre sei es ihnen recht gut gegangen, dann sei seine Frau gelähmt worden und so sei sie geblieben mehrere Jahre lang. Weil sie beständig seiner Pflege bedurfte, habe er nicht mehr viel dem Verdienste nachgehen können und sei genötigt worden, Hausratsstücke, Land und Geißlein und endlich auch das Häuslein zu verkaufen. Auf Anraten des Arztes habe er seine Frau an diesen Kurort gebracht, müsse nun aber die Kosten aus seinem Verdienste heraus schlagen und sich selber das Nötigste versagen, um der Frau eine kräftigere Kost zukommen lassen zu können.

Der Offizier fühlt Mitleid, reicht dem Arbeiter einige Zigarren und schiebt ihm ein Zwanzigfrankenstück in die Tasche mit den Worten: „Wir werden morgen noch miteinander sprechen, wie Euch etwa am besten geholfen werden kann; ein Mann, der sich ein Ehrenzeichen verdient hat, verdient ein besseres Loos.“

Während der Nacht kommt eine Depesche an den Offizier, daß er augenblicklich nach Empfang sich auf seinen Posten begeben, es sei ein Krieg ausgebrochen. Mitten in der Nacht mußte der Herr abreisen.

Zwei Jahre später, an einem schönen Sonntag sah man am gleichen Badkurorte in einer Ecke der Allee einen alten, blinden Mann sitzen, unbehülflich eine Geige streichend, neben ihm ein Hund, der ihm zum Führer diente, indem er gleichzeitig den Hut des Blinden den Leuten zu einer Gabe hinhielt. Dieser Mann ist der alte Soldat. Seine Frau war ihm gestorben, der Mann wurde blind und gutmütige junge Leute kauften ihm eine Geige. So zog der Arme im Land herum, geigend und bettelnd, in Begleitung des Hundes und nicht selten auch des Hungers.

Heute morgen, es war Kirchweih im Ort, besuchte er den Gottesdienst und betete zum Liebgott, er möchte ihm heute einen glücklichen Tag, nur noch diesen einen schenken und barmherzige Menschen ihm zuführen, um doch einmal wieder fröhlich sein zu können. Von Vormittags an

bis Abends marterte er wieder seine Geige. Es war schon 3 Uhr Abends und kostbar gekleidete Herren und Damen spazierten viele und sie pflogen fröhlichster Unterhaltung, aber Niemand achtet des blinden Geigers. Alle gehen bei ihm vorbei und der treue Hund hält umsonst den Hut, um die Gaben in Empfang zu nehmen. Müde, hungrig und durstig legt der Arme seine Geige beiseits, stützt den Kopf in die Hand seufzt wehmütig aus tiefster Brust und sagt halblaut für sich hin: „Keine Hoffnung mehr, keine! O, wenn ich doch nur bald sterben könnte.“

Währenddem kommt der Offizier in Begleitung eines andern Herrn näher, sieht den Blinden und erkennt ihn. Er spricht einige Worte mit dem ihn begleitenden Herrn; dieser lächelt und nickt ein freudiges Ja. Damit ergreift er des Blinden Geige, stimmt sie und beginnt die ergreifendsten Trauerstücke zu spielen. Alles wird aufmerksam und weitherum drängt man sich zu. Der Offizier tritt sodann vor die Herrschaften und hält eine tiefempfundene Anrede, erzählt das traurige Schicksal des Blinden und bittet, selbst eine reiche Gabe in den Hut legend, zu lebhafter Unterstützung bestens. „Und Du, alter, braver Soldat“, redete er den Alten an, „das Vaterland hat undankbar sich gegen Dich gezeigt, aber Du sollst doch, wenn leider auch erst spät, noch fröhliche Tage erleben“. Zweimal mußte der Blinde seinen, bis zum Rande mit Geld gefüllten Hut entleeren. Der Geigenkünstler spielte immerzu, jetzt lustige Stücklein so daß dem armen Blinden selber das Herz im Leibe hüpfte. Er konnte gar nicht begreifen, wie es möglich sei, seiner alten Geige so herrliche Töne zu entlocken. Endlich waren so viele Gaben geflossen, daß dem Blinden damit ein sorgenloser und friedlicher Lebensabend konnte geschaffen werden.

Hühner-Fütterung.

Kommt ihr Hühner, kommt herbei,
Futter sollt ihr haben.

Gute Körnlein streu' ich hin,
Dran ihr euch könnt laben.

Ei wie schmeckt das doch so gut!
Sieh nur, wie sie picken,
Und dabei zum Danke mir
Mit dem Kopfe nicken.

Seid ihr satt, so lauft nach Haus,
Legt mir ganz geschwinde
Weiße Eier in das Nest,
Daß ich sie drin finde.

Ist der Handel euch so recht?
Will euch Futter streuen,
Ihr gebt Eier mir dafür,
Daß wir all uns freuen.

Was der Mond erzählt.

„Es war in einem kleinen Städtchen,“ sagte der Mond, „freilich war es im vergangenen Jahre, aber das tut nichts zur Sache, ich sah es sehr deutlich.“ In der Gaststube saß der Bärenführer und aß sein Abendbrot; der Bär stand draußen vor dem Hause hinter dem aufgeschichteten Holz angebunden, der arme Pech, der niemand etwas zu Leide tat, obwohl er grimmig genug aussah.

Oben in der Dachkammer spielten in meinen Strahlen drei kleine Kinder; das älteste mochte sechs Jahre alt sein, das jüngste nicht mehr als zwei. „Klatsch, klatsch!“ kam es die Treppe hinauf; wer konnte das wohl sein? Die Türe sprang auf — es war der Pech, der große zottige Bär! Er hatte Langeweile gehabt unten im Hofe und hatte nun den Weg zur Treppe hinauf gefunden. „Ich habe alles gesehen,“ sagte der Mond, „die Kinder erschrafen sehr über das große zottige Tier; jedes kroch in einen Winkel, er entdeckte sie aber alle drei und beschnüffelte sie, tat ihnen aber nichts zu Leide.“ „Das ist gewiß ein großer Hund,“ dachten sie, und dann streichelten sie ihn; er legte sich auf den Fußboden, der kleinste Junge kletterte auf ihn hinauf und spielte mit seinem goldlockigen Köpfchen Verstecken in dem dichten schwarzen Pelz. Jetzt nahm der älteste Knabe seine Trommel und schlug darauf, daß es dröhnte. Der Bär erhob sich auf den Hinterfüßen und fing an zu tanzen, es war allerliebste anzusehen. Jedes der Kinder nahm noch sein kleines Gewehr, auch der Bär mußte eins haben, und er hielt es recht ordentlich fest; es war ein prächtiger Spielfkamerad, den sie gefunden hatten, und dann marschierten sie: „Eins, zwei! Eins, zwei!“

Da griff jemand an die Türe, sie ging auf, es war die Mutter der Kinder. Du hättest sie sehen sollen, ihren lautlosen Schreck sehen, das kreideweiße Gesicht, den halbgeöffneten Mund, die stieren Augen. Aber der kleinste Junge nickte seelenvergnügt und rief ganz laut in seiner Kindersprache: „Wir spielen nur Soldaten!“ — Und dann kam der Bärenführer!

Sinnprüche.

In den frühen Morgenstunden
Wird ein Quell von Glück gefunden.

Jede Stunde scheint zu fragen:
Welche Arbeit wartet nun?
Sollst dich an die nächste wagen
Und sie frisch und freudig tun.

Schwalbenzutraulichkeit.

Ueber die Zutraulichkeit der Tiere zu den Menschen behaupten die Fachgelehrten, daß, wenn Tiere Zuneigung und Schutz bei den Menschen finden und sie sich hievon überzeugt haben, sie sich bald traulich beim Menschen fühlen. Ein außerordentlicher Fall dieser Art zeigt sich gegenwärtig in der Wohnung einer Kleinkinderlehrerin in Frenkendorf (Basel-land). Während die Lehrerin dem Unterricht der Kleinen oblag, haute ein Schwalbenpaar auf dem kleinen Rauchfänger einer Zuglampe in der Mitte des Wohnzimmers sein Nest. Das Ein- und Ausgehen der Lehrerin nebst ihrem Haushund stört das friedliche Paar durchaus nicht, die Pflicht der Ernährung und Erziehung der Jungen zu betätigen, zu welchem Zwecke stets ein Fensterflügel offen gelassen wird.

Auflösung der Rätsel in Nr. 6.

1. Die Feder.
2. Er mußte zuerst die Ziege hinübersetzen, dann mußte er den Wolf holen, bei der Rückkehr jedoch die Ziege wieder mitnehmen. Darauf mußte er den Kohl hinüberfahren und zuletzt die Ziege wieder holen.
3. $88\frac{8}{9}$

Auflösung der Rätsel in Nr. 7.

1. Wie lange hätte ein Hahn wohl, bis er ein Pferd gefressen hätte? Sicher würde er mit einem Viertel Haser rascher fertig werden. Meinest ihr nicht auch?
2. „Das“ schreibt man mit drei Buchstaben: D, A, S.
3. Ein Bild.

Rätsel.

1. Wie viel Nägel braucht ein gut beschlagenes Pferd?
2. Wie schreibt man Abraham ohne A?
3. Wer hört alles und sagt nichts?
4. Wie kann man die Zahlen von 1 bis 9 so in drei Reihen schreiben, daß von allen Seiten, auch kreuzweis gezählt, 15 heraus kommt?